



Kirchen dienen der Feier des Glaubens, erfüllen aber auch viele andere Funktionen und Bedürfnisse.

Foto: iStock/FrankyDeMeyer

Kirchen dienen der Feier des Glaubens, sind Rast- und Gasthaus

„Vergessen wir nicht, dass die tiefste Sehnsucht des Menschen in der Geborgenheit liegt, dass wir darum eine bergende Kirche sein müssen.“ (Zitat Altbischof Reinhold Stecher)

Kirchliche Versammlungsorte sind so alt wie das Christentum. Wurden zunächst Privaträume für Liturgiefiern genutzt, so gab es spätestens seit dem 3. Jh. n. Chr. Hauskirchen, eigens umgebaute Räume in Wohnhäusern. Die Existenz von Kirchen ist bereits aus der Zeit vor der Legalisierung des Christentums durch Quellentexte bezeugt. Der nach 313 (Mailänder Vereinbarung) einsetzende Kir-

chenbau orientierte sich nicht an antiken Tempeln (als Haus des Götterbildes und ihrem exklusiven Zutrittsrecht für Kultdiener), sondern an den öffentlichen Markt- und Gerichtshallen, den Basiliken. Kirche als Haus Gottes sollte das Haus der Menschen sein und allen offen stehen. Die christliche Gemeinde als Tempel des Heiligen Geistes (vgl. 1 Kor 3,9.16) ist die eigentliche Kirche, die das gebaute Haus mit Sinn und Leben erfüllt. Die Basilika wird in ihrer prächtigen Ausstattung wie alle später folgenden Kirchen zu einem Schatzhaus von Kunst und Glaube. Denn sie weist als Wegkirche und Abbild des himmlischen Jerusalem auf Christus hin und wird zu seinem irdischen Thronsaal (vgl. Offb 21,3). Kirchen bestehen aus dem gleichen Material wie andere Gebäude. Und doch wollen sie „An-

dersorte“ sein. Licht, Farben und Materialien ermöglichen in Verbindung mit der Architektur geistige Erlebnisräume, in denen der Mensch andere Erfahrungen machen kann wie in Profanbauten. Verschiedene Stile haben dies auf unterschiedliche Weise dargestellt.

Architektur im Wandel

Die Romanik versuchte es mit bergenden Gottesburgen (vgl. Ps 9,10; 31,3f.). Die in die Höhe strebende Gotik schuf einen „Glaspalast“ der Kathedrale aus durchlichteten Wänden, der Christus als Licht spürbar machen sollte (vgl. Joh 8,12). Für Kirchen der Renaissance sind die Proportion, Harmonie und Vollkommenheit Ausdruck des Göttlichen. Barocke Kunst dynamisiert die Architektur. Sie reißt den Himmel der Illusion auf, illustriert den Glauben mit systematischen Bildprogrammen und verwandelt Räume in glänzende Säle im Dialog zwischen sinnlicher und transzendenter Wirklichkeit. Die Moderne reduziert diese „Sinnlichkeit“ oft zugunsten einer „erfüllten Leere“, in der allein Architektur, Licht und Farbe wirken sollten, wobei sich gerade die Architektur seit den 1950er-Jahren im kirchlichen Bereich einer ungeheuren Vielfalt erfreuen darf. Zeltkirchen (z. B. Salzburg

Taxham oder ev. Kirche in Innsbruck Reichenau) und Kirchen in Schiffsform sind Beispiele einer Bandbreite, die sich auch in neuen Konzepten zur Raumgestaltung (z. B. Communioräume wie in Innsbruck Kranebitten) fortsetzen. Daneben versuchten neue Pfarrzentren, Kirche als „Wohnung“ erfahrbar zu machen, wobei das Modell multifunktionaler Kirchenräume (z. B. erster Bau von Salzburg St. Paul) zugunsten eigener Sakralbauten oft wieder aufgegeben worden ist.

Verschiedene Funktionen

Kirchen werden primär als Orte zur Feier des Glaubens und zur Begegnung zwischen Mensch und Gott erbaut. Darüber hinaus haben Kirchen viele andere „Funktionen“. Sie verstanden sich in einem Zeitalter der staatlich unsicheren Rechtslage als Schutzräume im Sinne des Kirchenasyls. Kirchen dienen immer dem persönlichen Gebet. Gerade Wallfahrtsorte, ihre Votivgaben und die Heiligenverehrung sind Ausdruck der persönlichen Nöte, Anliegen und Schutzbedürftigkeit des Menschen. Kirchen dienen heute wieder vermehrt als Rückzugsorte der Stille. In einer Zeit der Hektik braucht es ein Rasthaus der Seele, wo der Mensch nichts leisten muss, wo er einfach da sein darf. Kirchen sind auf viel-

fältige Weise Gasthäuser, nicht nur des Glaubens, sondern auch der Kunst und Kultur. Kirchen ziehen in vielen Tourismuszentren Millionen Menschen an. Sie zeigen künstlerische Schätze und wollen zugleich eine Brücke zu den unsichtbaren Schätzen des Glaubens schlagen. Sie sind als die ältesten Religionsbücher in sich ruhende „Geistesriesen“, die durch den Herzblick des Betrachters wieder lebendig werden. Hier

THEMA DIESER
AUSGABE:

Kirche und
Architektur

leistet Musik in der Kirche einen großen Beitrag, da sie nonverbal und unmittelbar berühren kann.

Es ist daher Aufgabe kirchlichen Bauens, durch die Materie spürbare Transzendenz zu vermitteln. Kirchen offenbaren und sind zugleich Orte von Geheimnissen. Sie entgrenzen, wollen zugleich bergen sowie dem Menschen als Ort der vielfältigen Begegnung ein Stück weit Verwandlung anbieten.

Roland Kerschbaum
moment@dibk.at



Foto: eds/Pfarrre Elisabethen

Roland Kerschbaum
ist seit 2011
Diözesankonservator
der Erzdiözese
Salzburg.

Kirchen(-kunst) mit Stil

„Ecclesia semper reformanda“ – die Kirche muss sich immer verändern. Diese ursprünglich protestantische Forderung wird seit einigen Jahrzehnten vermehrt als Wunsch an die katholische Kirche als Glaubensgemeinschaft herangetragen.

Eine Veränderung der Kirche als Geschmacksträger bzw. „Geschmackspräger“ in künstlerischer Hinsicht charakterisiert diese als lebendige Gemeinschaft über die Zeiten. Und oft genug findet man an einer Kirche oder einem Kloster die Abfolge der verschiedensten Stile der letzten Jahrhunderte.

Im großen Unterschied zu antiken Tempelbauten, die als abgeschotteter Bereich zur Verehrung einer Gottheit errichtet und angesehen wurden, sind christliche Kirchen in ihrer Grundcharakteristik Versammlungsräume, in denen gemeinsam zu Gott gebetet und Messe gefeiert wird. Zeigt ein antiker Tempel die Säulen nach außen hin, die um eine fensterlose und nicht vom Volk zu betretende Cella angeordnet sind, so stehen bei den frühchristlichen Basiliken die Säulen im Innern des Baus und helfen so, einen Raum zu überspannen, in dem sich die Gläubigen versammeln können.

Stabile Mauern und Schutz

Im Frühmittelalter, jener Zeit, deren Kunst später als romanisch bezeichnet wurde, prägten stabile Mauern, runde Gewölbe und Bögen sowie kleine Fenster die Bauten. Diese schützten vor der als bedrohlich angesehenen Welt draußen. Aus jener Zeit sind auch die ersten plastischen Kruzifixe bekannt, die allerdings nicht das Leiden Christi thematisieren, sondern diesen als Weltenherrscher

zeigen. Die technischen Entwicklungen der Gotik machten hohe, himmelwärts strebende Bauten möglich; wichtig dabei waren die großen Fenster, die dem „Lumen Christi“, dem göttlichen Licht, Einlass in die Kirche gewährten. Mystische Strömungen veränderten das Bild Christi; schön zu sehen an den Kruzifixen: Aus dem romanischen Weltenherrscher wird der geschundene, ans Kreuz geheftete Mensch. Marienfiguren wandeln sich von der hieratischen Gottesgebäuerin zur Anteil nehmenden Mutter Jesu.

Sinnlich erlebbare Freude

Kirche und Gesellschaft machten im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert zahlreiche Krisen durch: erst eine unglaubliche Kirche, dann verschiedenste reformatorische Strömungen und Konflikte, die sogar mit Waffengewalt ausgefochten wurden. Die nachfolgenden katholischen Reformen infolge des Konzils von Trient (1545–63) manifestierten sich künstlerisch in einer Freude, die sinnlich erlebbar bis heute zu sehen ist. Der Barock ließ in einem Gesamtkunstwerk aus Kirchenbau, Malerei, Stuck, zusammen mit Musik und festlichen liturgischen Gewändern in der feierlichen Liturgie Gottes Glorie erahnen. Im 19. Jahrhundert gab man den vorangegangenen Stilen einen Namen und griff im so genannten Historismus bewusst auf diese oder jene Formen zurück. Der letzte große Wandel vollzog sich in der künstlerischen Entwicklung des Kirchenbaus im 20. Jahrhundert. Formal, besonders aber in der Anlage der Kirchen. Eine Rückbesinnung der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen und die Liturgiereform infolge des 2. Vatikanischen Konzils ließen die Kirchen wieder verstärkt zu Räumen der Gemeinschaft werden – mit dem Altar im Zentrum, um den sich das Gottesvolk zur gemeinsamen Feier versammelt.

Martin Kapferer
moment@dibk.at



Blick auf das Fresko in der Pfarrkirche Terfens, das Josef beim Waschen der Windeln zeigt.

Foto: Walter Hölbling

Im Wandel der Zeit

Pfarrer Rudolf Silberberger spielt als Diözesankonservator eine wichtige Rolle bei der Renovierung von Kirchen in der Diözese Innsbruck.

Der Kunsthistoriker ist durch seine Aufgabe viel unterwegs, denn Kirchen gibt es viele und bröckelnde Fassaden, durchlässige Dächer oder verblassende Kunstwerke ebenso. Seine Arbeit als Diözesankonservator umfasst die kirchliche Denkmalpflege, er ist Ansprechpartner für das Kunstdenkmalamt und sozusagen Vertreter der Pfarrgemeinden, die eine Renovierung vorhaben. Ebenso ist er zuständig für die Neugestaltung von Altarräumen, welche im Zuge einer Restaurierung oft angepasst werden müssen. Die Entscheidung darüber, was wann

restauriert wird, geschieht folgendermaßen: Die Pfarren sind Eigentümer dieser Gebäude und Liegenschaften. Die Pfarrkirche in Terfens zum Beispiel gehört sich selbst, ist sozusagen eine eigene juristische Person, die vom Kirchenrat verwaltet wird.

Komplexe Abläufe

Die Pfarren treten an das Bischöfliche Bauamt heran und bringen ihre Anliegen vor. Für eine erfolgreiche Restaurierung werden eine Vielzahl verschiedener Berufsgruppen gebraucht – nebst einer Menge unterschiedlicher Materialien, angefangen von Steinen bis hin zu Textilien. Auf Anfrage der Pfarren wird ein Treffen vor Ort arrangiert, bei dem Vertreter der Pfarrgemeinde, der Pfarrer, der Kirchenrat und der Diözesankonservator anwesend sind. Anschließend wird ein Protokoll erstellt, in dem alles, vom Boden

bis zur Decke, aufgenommen wird, was renovierungsbedürftig erscheint, und ein Kostenvoranschlag erarbeitet. Die Pfarre ist für die Kosten selbst zuständig.

Spuren der Vergangenheit

Die Aufgaben, die das Bischöfliche Bauamt heute bewältigt, waren in der Vergangenheit nicht relevant. Man übermalte und veränderte nach Belieben, daher prägen die meisten Kirchen Stile aus verschiedenen Epochen. Diese gilt es zu erhalten oder sich auf einen Stil zu einigen. Das ergibt oft spannende Gegensätze, wie Rudolf Silberberger anhand der Kirche in Terfens erklärt: In dieser befindet sich ein Gemälde, das in der Gotik entstanden ist und Maria, Josef und das Jesuskind zeigt. Auffallend dabei ist, dass Josef auf dem mittleren Bild die Windeln auswäscht und auf dem unteren den Babybrei zubereitet. Zur Zeit des Rokoko wäre so ein Josef-Bildnis nicht möglich gewesen, in der Barockzeit wurden die meisten gotischen Gemälde übermalt, man wollte ein neues Zeitalter mit neuem Lebensgefühl einläuten. Genaueres Hinsehen beim nächsten Kirchenbesuch lohnt sich also – man kann spannende Gegensätze entdecken und auf eine Zeitreise durch die verschiedensten Epochen gehen.

Isabella Oberortner
isabella.oberortner@gmail.com



Eine romanische Kirche – geprägt von stabilen Mauern und kleinen Fenstern.

Foto: iStock/Kaycco



Moment

23. Juni 2017 – Sonderbeilage

Gründungsherausgeber: Komm.-Rat Joseph S. Moser, April 1993†; Herausgeber: Gesellschafterversammlung der Moser Holding AG; Medieninhaber (Verleger): Schlüsselverlag J. S. Moser GmbH.; Hersteller: Intergraphik GmbH;

Sonderpublikationen, Leitung: Frank Tschoner; Redaktionelle Koordination: Karin Bauer, Christa Hofer. Redaktion: Karin Bauer, Heike Fink, Walter Hölbling, Claudia Höckner-Pernkopf, Christa Hofer, Roland Kerschbaum, Wolfgang Kumpfmüller, Isabella Oberortner, Daniela Pfrenning.

Diözese Innsbruck, Abteilung ÖA: Karin Bauer. Erzdiözese Salzburg, Amt für Kommunikation: Wolfgang Kumpfmüller.

Anschrift für alle: Brunecker Straße 3, 6020 Innsbruck, Postfach 578, Tel. 0 512/53 54-0, Fax 0 512/53 54-3577. moment@dibk.at



Foto: Isabella Oberortner

Rudolf Silberberger ist Pfarrer in Terfens, Pill und Vomperbach sowie Diözesankonservator für das Bischöfliche Bauamt.

Die Granatkapelle: Sakraler Ort am Berg

Die Granatkapelle am Penkenjoch im Zillertal ist das erste Bauwerk des Schweizer Architekten Mario Botta in Österreich. Zusammen mit Bernhard Stoehr, einem Architekten aus Jenbach, realisierte er die Kapelle, die im September 2013 eingeweiht wurde.

Mario Botta ist einer der bekanntesten zeitgenössischen Architekten, dessen Werke auf drei Kontinenten zu finden sind. Seine Baumaterialien formt er zu strengen Kuben und Zylindern, die von kleinen Fensterschlitzern unterbrochen werden – die Großform bleibt immer bestimmend. Oft wird das Tageslicht durch Dachfenster in die Räume geleitet, wodurch seine Gebäude wie Krüge oder Burgen wirken.

Die Entstehungsgeschichte

Josef Brindlinger, Unternehmer aus dem Zillertal, wollte eine Kapelle auf 2000m Höhe errichten, die an den von seinem Urgroßvater geschürften Granat erinnert. Auf der Suche nach einem Architekten in Österreich, mit dem der Schweizer Stararchitekt zusammenarbeiten sollte, fiel die Entscheidung schließlich auf Bernhard Stoehr. Dank Mund-

propaganda, wie der Jenbacher Architekt erzählt, hatte er die Chance auf ein Treffen mit Botta bekommen. Beide fühlten auf Anhieb, dass eine gute Zusammenarbeit möglich wäre, was sich dann auch bewahrheiten sollte.

Die Zusammenarbeit

Der Schweizer Stararchitekt Mario Botta hat schon unzählige Bauten erschaffen und durfte zahlreiche Auszeichnungen entgegennehmen. Bernhard Stoehr, Architekt mit Büro in Jenbach, wiederum plante vor der Granatkapelle eine Kapelle für ein Altersheim. Ansonsten bilden Einfamilienhäuser seinen Arbeitsschwerpunkt. Wie schaute nun die Zusammenarbeit aus? Bernhard Stoehr übernahm die Bauaufsicht und Planung vor Ort. Die Bauzeit selbst dauerte drei Monate, in denen alles reibungslos funktionierte. Trotz der Sprachunterschiede (Mario Botta spricht Italienisch) funktionierte die Zusammenarbeit ohne Probleme. Wie der Jenbacher Architekt erzählt, war der Schweizer Stararchitekt einmal vor Ort. Zufrieden mit Stoehrs Arbeit, hatte



Architekt Bernhard Stoehr in seinem Jenbacher Büro mit den Plänen für die Granatkapelle.



Die Granatkapelle bildet einen klaren Kontrast zur natürlichen Umgebung.

Fotos: Isabella Oberortner

er nichts einzuwenden oder zu bemängeln.

Das Bauwerk

Die Kapelle entstand am Penken und bildet dort einen Kontrast zur natürlichen Umgebung der Tuxer Alpen. Inspiriert ist die Granatkapelle von der strengen Geometrie des Granats mit seinen zwölf von stumpfen, spitzen und rechten Winkeln dominierten Facetten. Der Innenraum ist mit exakt aufeinandertreffenden Lärchenlatten ausgestattet, die Außenform von 21 Tonnen Corten-

stahl umhüllt. Dies entspricht Mario Bottas Stil: Für seine Bauwerke bedient er sich gerne einer schlichten, geometrischen Formensprache, die Licht und Schatten zusammenbringt. Das Innere wird von einer Öffnung an der Decke beleuchtet und von einem „Fenster“ in Kreuzform, welches den Altarraum beleuchtet, der nur 20 Quadratmeter groß ist.

Die Kapelle, die dem seligen Franziskaner Engelbert Kolland geweiht ist, wurde auf einen Felsvorsprung gebaut, wodurch sie sich nordseitig Richtung Zillertal, südseitig zu einem künstlich an-

gelegten Bergeich richtet. Man erreicht das Bauwerk nach zweimaliger Seilbahnfahrt und einem Fußmarsch von zirka 20 Minuten. Die Aussicht am Penkenjoch selbst gleicht schon einem Kunstwerk, die Kapelle rundet dieses Bild ab. Sie ist nicht nur als sakraler Platz zu sehen, sondern auch als Metapher für menschliches Tun. Ist sie doch im Gedenken an Josef Brindlingers Urgroßvater gebaut, welcher in harter Arbeit das Mineralgestein schürfte.

Isabella Oberortner
isabella.oberortner@gmail.com

Außergewöhnliche Kirchenarchitektur

Tirols Kirchen bieten viele bauliche Besonderheiten. Wussten Sie etwa, dass die Haller Stadtpfarrkirche einen Knick hat?

Die eigenartige Architektur der Haller St.-Nikolaus-Kirche hängt mit ihrer Baugeschichte zusammen. Die Kirche wuchs mit der Bevölkerung, konnte sich aber nicht in alle Richtungen gleich erweitern. Während sich das Langhaus nach Norden und Westen entwickeln konnte, stellte für den Chorraum und das Presbyterium der bereits vorhandene Turm im Norden ein Hindernis dar. Blickt man in der Kirche nach vorne, sieht man den Knick in der Kirche und den Chorraum nach rechts verschoben.

Zwei Hochaltäre

Außergewöhnlich sind auch die Pfarrkirchen von Schwaz und Rattenberg, die jeweils zwei

Presbyterien und zwei Hochaltäre haben. Diese Zwei-Chörigkeit hängt mit dem Bergbau zusammen: Der nördliche, etwas breitere Chor war den Bürgern vorbehalten (Bürgerchor), der südliche den Bergknappen (Knappenchor).

Besondere Türme

Imposante Doppeltürme hat das Tiroler Unterland zu bieten: Obwohl Doppelturmfassaden für ländliche Regionen ungewöhnlich sind, finden sich diese zum Beispiel in Brixen im Thale, wo in den 1790er-Jahren eine spätbarock-klassizistische Pfarrkirche mit Doppelturmfassade errichtet wurde. Die Doppeltürme – wie sie auch in Hopfgarten zu sehen sind – stehen heute noch für den früheren Reichtum der Erzdiözese Salzburg.

Besonders sind auch die gemauerten Turmhelme der Pfarrkirchen von Serfaus, Fendels und Vinaders, die auf die geografische Nähe zu Südtirol zurückzuführen sind.

Eindrucksvolle drei Turmkuppeln übereinander zieren die Pfarrkirchen von Kematen, Oberau und Abfaltersbach. Die Zahl Drei symbolisiert zum Beispiel die Hl. Dreifaltigkeit und die drei göttlichen Tugenden.

Schön gelegen

Beeindruckend liegt die Wallfahrtskirche in Mariastein auf einem hohen Felsvorsprung. Dort sind in einem ehemaligen Wehrturm mehrere Kapellen eingerichtet, denn die im 14. Jahrhundert errichtete Wehranlage verlor durch die Verlegung der Straße nach Rosenheim an den Inn ihre Bedeutung. Die Herren von Ebbs stifteten eine Madonnenfigur und im 16. Jahrhundert soll sich dort ein Marienwunder ereignet haben.

Die „kleine Schwester“ der Wallfahrtskirche Mariastein ist die „Steinkapelle“ bei Angerberg, die ähnlich auf einem Felsblock errichtet wurde, der durch ein Erdbeben ins Tal gestürzt sein soll.

Wussten Sie, ...

...dass es im Zillertal rote und grüne Kirchtürme gibt? Die Türme jener Kirchen, die der Erzdiözese Salzburg unterstellt sind, schimmern wegen der kupfernen Schindeln in edlem Grün. Die Turmdächer auf der anderen Seite des Zillers (Diözese Innsbruck) bestehen aus roten Ziegeln.

...dass in der Pfarrkirche von Aurach bei Kitzbühel ein Marmoraltar steht? – Eine Besonderheit für eine Landkirche.

...dass die Pfarrkirchen von St. Sigmund im Sellrain und Flauring ursprünglich – wie alle alten Kirchen – geostet waren und im 18. Jh. gewestet wurden?

...dass die 1492 errichtete St. Leonhardskirche in Thurnbach durch Überschwemmungen immer mehr im Erdreich versank? 1990 wurde die 2300 Tonnen schwere Filialkirche der Pfarre Zell am Ziller um 1,60 Meter gehoben und unterfangen, um sie zu erhalten.

Daniela Pfennig
daniela@pfennig.at



Blick Richtung Altar in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Hall.

Foto: Wikicommons/Anna reg



Die Friedhofserweiterung schafft eine Verbindung der Erdgräber mit den neuen Stelen und so eine Verbindung von Kirche und Widum. Foto: Lukas Schaller

Einen Blick ins Jenseits werfen

Architekt Norbert Buchauer sieht und plant Friedhöfe als Orte des Übergangs, der Ruhe und Sicherheit.

Sie haben zuletzt eine Friedhofserweiterung in Pfnos umgesetzt. Können Sie schildern, was Ihnen bei der Gestaltung dieses Ortes wichtig war?

Norbert Buchauer: Ein Friedhof als ein spiritueller Ort soll den Menschen ermöglichen, den Alltag auszublenden. Wir wollten einen Ort gestalten, der Gebet und Gedanken an die Verstorbenen in

Ruhe erlaubt. Die Menschen sollen sich von einer friedlichen Atmosphäre zum Verweilen eingeladen fühlen. Eine großzügige Sitzgelegenheit, schattenspendende Bäume, ein Trinkbrunnen und Zitate an diversen Stellen der Friedhofserweiterung regen zur Besinnung und zum Nachdenken an.

Wie können Sie mit Architektur diese Atmosphäre erzeugen?

Norbert Buchauer: In Pfnos beispielsweise haben wir eine reduzierte Formensprache gewählt, die durch ihre einfache Struktur Klarheit und Sicherheit ausstrahlen soll. Auch in der Auswahl der Materialien haben wir uns hauptsächlich auf Beton, un-

behandeltes Messing und Stahl beschränkt. Die unterschiedlichen Oberflächenbearbeitungen des Betons sind gestaltendes Element und haptisch sehr angenehm. Leichtigkeit wollten wir mit einer bewussten Lichtgestaltung erzeugen. Die bunten Glasfenster in der Urnenmauer erzeugen eine lichtdurchflutete Leichtigkeit und sind quasi Fenster ins Jenseits.

Konnten Sie das Thema der Vergänglichkeit in die Friedhofsgestaltung einbeziehen?

Norbert Buchauer: Sehr bewusst haben wir Oberflächen nicht versiegelt, denn der Friedhof soll nicht steril und perfekt wirken. Der Beton wird Flechten ansetzen und Cortenstahl ist lebendig mit seiner rostbraunen Farbe. Die Materialien werden eine Patina entwickeln, ohne an Schönheit und Wert zu verlieren.

Die Verflechtung von Alt und Neu ist bei einer Friedhofserweiterung eine Herausforderung?

Norbert Buchauer: Die Kombination von altem Bestand und Neuem ist eine tolle Entwurfsaufgabe, wenn die Chemie aller an der Planung Beteiligten, wie Gemeindevertretung und Bundesdenkmalamt, gut ist. Zeitgemäße

und ungewöhnliche Lösungen können wunderbar die Handschrift der Zeit tragen.

Wie ist in Pfnos beispielsweise diese Verbindung gelungen?

Norbert Buchauer: Durch die Erweiterung sind eine ver-

„In Pfnos haben wir eine reduzierte Formensprache gewählt, die Klarheit und Sicherheit ausstrahlen soll.“

Norbert Buchauer

bindende Spange und ein neuer Verbindungsweg von der Aufbahrungskapelle zur Kirche entstanden. Durch die Stelen wandert jetzt der Trauerzug an den Ahnen, die quasi Spalier stehen, vorbei. Die Farben von Kirche und Widum konnten wir durch die ockerfarbene Einfärbung des Betons und mit den bunten Glasfenstern der Urnenwand aufnehmen. Die alte Friedhofsmauer haben wir bewusst stehen gelassen und die Urnenwand massiv vorgesetzt. Überhaupt ist die Mauer ein

starkes Motiv bei einem Friedhof – eine deutliche Umfriedung, die eine klare Trennung von Innen und Außen erzeugt.

Wann findet eine Friedhofsgestaltung Akzeptanz bei den Menschen?

Norbert Buchauer: Eine Friedhofsplanung ist eine humanistische Aufgabe: Man muss den Begräbnisritus kennen und die Menschen verstehen. Es ist weniger die Liturgie als mehr die menschliche Seite der Verabschiedung und des Erinnerens der Verstorbenen zu bedenken – zum Beispiel, wo die Leute bei Begräbnissen oder an Allerheiligen zusammenkommen und wie sich diese Zeremonien in die Umgebung integrieren. Blickbeziehungen in die umgebende Landschaft und Natur spielen dabei eine große Rolle. Barrierefreiheit und eine kontemplative Atmosphäre, die Gebet und Erinnerung im Glauben möglich macht, wünschen sich die FriedhofsbesucherInnen – einen Ort der Stille für den Dialog mit den Verstorbenen und Gott.

Das Interview führte Heike Fink. heike.fink@chello.at



Foto: Birgitt Köll

Norbert Buchauer ist Gründer des Architekturbüros U1architektur. 2014 erfolgte die Friedhofserweiterung in Pfnos in Kooperation mit Mutweg Architekten, Vöcklamarkt.